

Heinrich Heine.



Es ist ein eigen Ding, wenn wir diesen Namen nennen hören, wenn wir das Buch dieses Dichters in die Hand nehmen. Da klimmert es und funkelt so gar seltsam und wunderbar in unserm tiefinnersten Gemüth, und es wird uns etwa zu Muth, wie dem Wanderer, der am Abend träumend durch den dunkelgrünen Tann hinschlendert und in der Ferne ein Licht durch das dichte Gezweig herblicken sieht. Nun denkt er nicht anders, als er kommt an ein einsames, stillgelegenes Forsthaus, mit grünen Weiranken und duftiger Fichtenlaube, und eine schlanke, blauäugige Dirne heißt ihn freundlich willkommen; aber wenn er näher gekommen ist, weicht das lockende Licht zurück, und er sieht, daß es ein Irwisch war, der ihn geblendet, und muß sich hüten, nicht in den bodenlosen Morast zu versinken.

So Heine und seine Dichtungen. Da ist's freudig und frisch und grün in dem fremdartigen Daurbergarten seiner Poesie, alles athmet Leben und Liebe, gleichviel, er singt von der kühnanstrebenden Palme oder der stillweinenden Trauerweide; aber wenn man näher hinzu tritt, um in dem Schatten des prächtigen Baumes auszuruhen, so sieht man unten garstiges Gewürm die Wurzel und das Mark zernagen; sagt er doch selbst:

Vergiftet sind meine Lieder; —
Wie könnt' es wohl anders sein?
Du hast mir ja Gift gegossen
In's blühende Leben hinein.

Und dieses Gift, hier leise und sanft, wie ein Schlaftrunk den Tod durch jeden Nerv verbreitend, dort ätzend und zerstörend, in fürchterlicher Gestalt auf den Organismus unseres Gefühls wirkend, schleicht überall durch Heine's Dichtungen, tritt uns überall mit seinem verwerfenden Hauche entgegen. Aber dennoch fühlen wir uns unwillkürlich zu seiner Poesie hingezogen. Sie übt eine Macht über uns aus, ähnlich jener bunten, schönen Schlange in den wunderbaren Urwäldern Brasiliens, die mit ihrem Blicke Alles bezaubert, was sich ihr naht. Wir vermögen es nicht, uns von ihr abzuwenden, wir stehen und ergötzen uns an der herrlichen Pracht der Farben und erst, wenn wir den giftigen Stich fühlen, erwachen wir aus unserer unfreiwilligen Verückung.

Es ist wohl daher auch kein deutscher Dichter, der von dem ersten Augenblick seines öffentlichen Auftretens an so verschiedenartige, widersprechende Urtheile erfahren hat, als gerade Heinrich Heine. Während die Einen ihm den beinahe höchsten Rang unter Deutschlands Sängern anweisen, erschöpfen sich die Andern in Schmähungen und setzen ihn so tief als möglich in den Augen des unparteiischen Lesers herab; nur Wenige sondern mit scharfem Auge das reine, köstliche Metall seiner Dichtungen von den anklebenden Schlacken. — Heine ist am größten als lyrischer Dichter, — sagt O. F. Wolf über ihn; — hier hat er sich eine neue Bahn gebrochen. Er machte den Humor zum Hauptelemente seiner Lyrik, im Gefühl der Dämmerlichkeit der Verhältnisse um ihn her und seiner Stellung zu diesen. —

Anders, fast gerade entgegengesetzt urtheilt eins der neusten Werke „C. C. Hense, die deutschen Dichter der Gegenwart“ wenn es dort heißt: Es kann gewiß kein Zweifel sein, wo Heine mehr als Dichter auftritt, in jener Verspottung und Satire, die selbst das Heiligste trifft und Heine's Geist um alle Wahrheit gebracht hat, oder in jenen objectiven Darstellungen, welche uns in seinen prosaischen Schriften begegnen, und in jenen Liedern, die durch die Tiefe der Empfindung und die Uaidität des Ausdrucks an das Volkslied erinnern. — Man sieht, les extrêmes se touchent.

Fern sei es indessen von uns, den Leser mit der unserm Zwecke wenig entsprechenden Aufzählung dieser verschiedenartigen Citate zu unterhalten, oder wohl gar den Fehdehandschuh wegen einer Sache aufnehmen zu wollen, um welche schon so mancher Strauß gestritten, dasjenige, was Heine bereits von dem reichen Schatze seiner Empfindung und seiner Phantasie ausgeströmt hat, läßt sich allerdings mit der kritischen Elle ausmessen; über das Gesamtwirken des Dichters etwas zu sagen, muß als eine Anmaßung erscheinen, da man nicht weiß, wie weit jene Flamme verglüht ist, in der seine poetische Begeisterung Nahrung fand. Erst wenn er das letzte Lied gesungen, wenn er sie mitgenommen

— in's ew'ge Grab
Die große Liebeswunde;

wenn der Fremde bei einem Besuch auf dem Kirchhof Père Lachaise an einem Grabhügel stehen bleibt, wo die einfachen Worte: „ci git Mr. H. Heine“ die Ruhestätte dieses „wildbeweglichen“ Herzens künden, alsdann erst dürfte das Urtheil über den Dichter ein sicheres, festes Resultat ergeben.

H. Heine wurde außerdem zu einer Zeit geboren, die zu reich an gewaltigen Ereignissen war, als daß sie nicht nothwendig auf die Entwicklung seiner Individualität hätte einwirken sollen. Er erblickte im Jahre 1797 zu Düsseldorf das Licht der Erde, und zwar waren seine Eltern mosaischen Glaubens, die ihm eine in jeder Beziehung treffliche Erziehung angedeihen ließen und den Sohn anfänglich für den Kaufmannsstand bestimmten. Zu diesem Zweck begab sich Heine nach Hamburg, entsagte aber bald gänzlich einer Beschäftigung, die seinem Geiste wenig oder gar nicht zusagte, und beschloß, die Rechtswissenschaft zu studiren. — Es ist ein alter, wahrer Satz, daß gerade unsre Jugendeindrücke die bleibendsten und stärksten für das ganze Leben sind; so erklärt sich auch des Dichters enthusiastische Vorliebe für Frankreich, für Napoleon, überhaupt jene leichtfertige französische Manier der Anschauung, die einen Theil seines Characters ausmacht. Heine's Jugend fällt in jene Epoche, wo Frankreich auf dem schwindelnden Gipfel seiner Macht stand. Die Schreckenstage der Revolution waren vorüber, weggewaschen das Blut, welches die Guillotine in Strömen vergoßen, der Kaiser hatte mit starkem Arme die Hügel der Regierung ergriffen, der Kaiser gründete auf den Bajonnetten seiner Bataillone eine Weltherrschaft, und „vive l'Empereur!“ ertönte es jauchzend von dem schilligen Sumpfstade des Nils herüber bis zu den blutgedüngten Feldern von Austerlitz. — Was Wunder, wenn das jugendliche Gemüth des Dichters jenen Enthusiasmus für den Mann des Jahrhunderts einsaugte, der ihn in seinen Reisebildern sagen läßt: „Aber wie ward mir erst, als ich ihn selber sah, mit hochbegnadigten, eigenen Augen, ihn selber, Hofmannah! den Kaiser. — Wir müssen gerecht sein. — Wäre Heine vielleicht früher geboren, hätte er Theil genommen an jenen Schrecknissen, an jenen fürchterlichen Wehen, die ganz Frankreich bei der Geburt seiner Freiheit durchzuckten, er hätte vielleicht seinem Enthusiasmus weniger excentrisch den Bügel schießen lassen. Einen Beleg hierzu liefert Chamisso. Dasselbe Frankreich, welches Heine, der deutsch geborne Dichter, vergöttert, wo er in einer Art von freiwilligem Exil lebt, verließ Jener, ungeachtet der glänzenden Anerbietungen, die ihm von demselben zu Theil wurden. Der Franzose wurde ein deutscher Dichter, deutsch im strengsten Sinne des Wortes. Aber er hatte auch jene trüben Tage der Revolution, die fürchterlichen Derrbilder, die dieselbe hervorgerufen, gesehen, sein jugendliches Gemüth hatte die Erinnerung an dieselben getreulich bewahrt. —

So erklärt sich hinlänglich Heine's Vorliebe für Alles, was Frankreich betrifft. — Als er nun aber zum Gefühl seiner Kraft und seiner Selbstständigkeit gelangt war, als er mit dem Bewußtsein seines Genies auftrat und sich auf dem Felde umblickte, auf welchem er sich zu handeln berufen fühlte, da drängte sich auch ihm die Nothwendigkeit einer frischen, lebenskräftigen Reform auf, wenn die deutsche Poesie nicht wieder in den gähnenden Schlendrian jenes Aristokratismus versinken sollte, dessen

III

Adelsbrief die todte Form diktiert hatte, und welcher kalt und stolz auf alle übrige Poesie herabblühte, die nicht jenes erimite Gewand eines zierlich geschmückten Versmaßes trug.

Schiller war todt, Göthe's Feier verstummt, Körner hatte ihnen nachgestrebt, Rückert's schöne Dichtungen klebten ebenfalls an den Fesseln der Form, und jene Anzahl von jüngeren und älteren Dichtern, denen der Patriotismus den Pegasus geäumt, courbetirten auf demselben schulgerecht mit Trense und Kandare, und sangen von Tyrannensurz und Deutchthum, von Franzosenhaß und Vaterlandsiebe in so schulgerechten Alexandrinern, achtzeiligen Stanzas und süßklingenden Sonetten, daß einem übel und weh dabei wurde.

Da trat Heine auf. Noch Student erschienen von ihm seine ersten Gedichte, Berlin 1822. Man stutzte, und überrascht richtete ein Jeder sein Auge auf den kecken Waghals, der mit jugendlichem Ungestüm alle jene Schranken der Form über den Haufen warf, die so manchem mittelmäßigen Poeten zur Stütze gedient hatten. Anfangs staunte man, man betrachtete einen solchen Schritt im ersten Augenblick als Hochverrath, doch bald ertönte jubelnd das ga ira und das à bas aus tausend Dichterkehlen. Aber das war eben das Unheil. Die alten, soliden Leute fanden sich über das tolle Geschrei indignirt, Heine's Weltschmerz erschien ihnen schlimmer als der Schmerz ihrer poetischen Hühneraugen, die sie geduldig in den engen Schuh des geschmückten Versmaßes zwängten, um darin vor den Augen des Publikums ihre zierlichen Pas zu tanzen. Heine kümmerte sich indessen wenig um diese allgemeine Entrüstung, sondern fuhr fort, mit den scharfen Waffen des Spottes und der Ironie das Philisterthum zu bekämpfen. Seine Gegner schrien Peter und Morbio; aber wie ward ihnen erst, als der Dichter mit arrogant lebenswürdiger Naivität von sich selbst sang:

Ich bin ein deutscher Dichter,
Bekannt im deutschen Land;
Nennt man die besten Namen,
So wird auch der meine genannt.

Als nun Heine, Berlin 1823, Tragödien nebst einem lyrischen Intermezzo herausgab, die allerdings zu seinen schwächsten Arbeiten gehören, da ging's an ein Sturmläuten und Posaunen durch alle Journale, denn nun glaubte ein Jeder den Sieg errungen zu haben. — Aber die Weisbilder, Hamburg 1826 — 31, machten der Freude gar schnell ein Ende.

Es ist wohl nicht gut möglich, zu bezweifeln, daß es dem Dichter bei seinen Liedern weniger daran gelegen war, eine unglückliche, subjectivtine Liebe zu befangen, als vielmehr jene widerlich süße Sentimentalität, die der deutschen Poesie anklebte, lächerlich zu machen, denn noch lebten Werther und Lotte im Munde aller unglücklich Liebenden, denen ein unerbittlicher Tyrann von Vater die Heirathserlaubnis verweigerte, weil er nichts wußte von „der süßen Macht der schönen Liebe“ und außerdem, weil der Jüngling kein Brod hatte um die schmachtende Heißgeliebte zu ernähren. In den Weisbildern schwingt Heine aber auch die Geißel seines Spottes über andere Verhältnisse als die des bürgerlichen Lebens, und sein Spott trifft sowohl die Satzungen der Religion, als auch die Formen der weltlichen Regierung. — Eine Folge dieser Angriffe, die allerdings an manchen Orten zu weit gehen und einen gefährlichen Indifferentismus verrathen, war das theilweise Verbot dieses Werkes in den deutschen Bundesstaaten, eine Maßregel, über die Heine sich bitter beklagte und die in der Folge die Veranlassung seines freiwilligen Exils wurde.

Das Buch der Lieder, welches 1827 zu Hamburg erschien, und worin er, außer seinen früheren Gedichten, dem Publikum eine Auswahl neuerer Poesien übergab, diente ebenfalls dazu, das Talent des Dichters auf eine unbestreitbare Weise herauszustellen. Es erlebte bis 1841 vier Auflagen.

Indessen hatte Heine bereits 1825 die juristische Doktorwürde erlangt und brachte nach dieser Periode seine Zeit auf Reisen, in Hamburg, München, Oberitalien und England zu. Er schrieb in diesem Zeitraum seine „Beiträge zur Geschichte der neueren schönen Literatur, Paris, 1833.“ Das Werk „französische Zustände“, das in demselben Jahre in Hamburg erschien, ist nur eine Sammlung verschiedenartiger Aufsätze, die er von Paris aus für die Augsburger allgemeine Zeitung schrieb. Diefem Buche folgte der Salon, ein theils in Prosa, theils in Versen geschriebenes, größeres Werk in drei Theilen.

IV

Alle diese Arbeiten tragen mehr oder weniger den unverkennbaren Stempel des wahren Genies, welches Heine zum Dichter berufen, und besonders sind jene Aufsätze über Frankreich mit seltenem Talent geschrieben. — In dem „Salon“ läßt er dagegen wieder seiner tollen, übermüthigen Laune den Bügel nach Herzenslust schießen, und es gilt ihm gleich, ob der Pfeil seines Witzes den Hermelinmantel, oder den modernen Frack des parfümirten Stüzers trifft. Daß der Dichter hierin allerdings oft genug zu weit geht, ist eine schwache Seite, die von seinen Feinden schon so oft und so bitter angegriffen ist, daß wir hierüber nichts weiter erwähnen wollen.

Als direct polemischer Schriftsteller, denn Polemik ist wohl in allen seinen Schriften enthalten, trat Heine in seinen „Briefen über den Adel; über den Penuncianten“ (W. Menzel) und „Heine über Börne“ auf. Diese letztere Brochüre diente indessen in der That nur dazu, Heine's Persönlichkeit herabzusetzen und ihm einen großen Theil seiner Anhänger zu entfremden. Börne hatte nämlich den ehemaligen Freund in einem Aufsätze der Blätter für literarische Unterhaltung heftig angegriffen, und Heine, anstatt den hingeworfenen Handschuh aufzunehmen, erwiederte nichts; erst nach Börne's Tode erschien jenes berühmte Buch, in welchem Heine den todten Feind bis in seine Privatverhältnisse hinein mit den bittersten Schmähungen verfolgte. — Viel, unendlich viel hat er sich aber, wie gesagt, durch dieses Buch geschadet; mag er bald auf die eine oder die andere Weise die Aenien seines todten Gegners sühnen. —

So viel über Heine. — Was seine Persönlichkeit anbetrifft, so findet man in ihm den lebenswürdigen, artigen Weltmann, den unterhaltenden, geistreichen Gesellschafter, der mit der glücklichsten Fechtigkeit den französischen Cact mit deutscher Biederkeit in sich vereinigt. Dabei ist er durchaus kein guter Haushalter, sondern wirthschafte mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln oft genug alku freigebig; besonders äußert er sein Wohlthätigkeitsgefühl gegen Deutsche, die seine Hülfe in Anspruch nehmen, denn mögen seine Feinde reden wie sie wollen, nie wird Heine sein Vaterland verleugnen. Er ist, wie die Encyclopaedie des gens du monde sagt, aus einem französischen Kopfe und einem deutschen Herzen zusammengesetzt. Daher hat er sich auch niemals von dem liberalen Schwindelgeist der französischen Nation fortreißen lassen, und was die deutsche Revolution anbetrifft, so hat er auch mit ihr nichts zu thun, da sie, wie er beifend genug bemerkt, Taback raucht und er den Tabackrauch nicht vertragen kann. Wenn aber auch dieser Kampf des deutschen und gallischen Principis, wie man behaupten will, segensbringend für den Dichter gewesen ist, da er demselben seine Originalität verdankt, so können wir uns dennoch nicht deswegen beglückwünschen. Heine mußte nie vergessen, daß er auf deutscher Erde geboren, daß es deutsche Luft war, die er als Knabe eingesogen, und bei seinen glücklichen Geistesgaben wäre er dann wahrlich für die deutsche Nation das geworden, was Deranger für das französische Volk geworden ist, der Apostel einer neuerwachenden, kräftigen Aera.

Was die einzelnen Werke Heine's anbetrifft, so haben wir im Verlauf dieser Skizze dieselben sämmtlich genannt; die hier folgenden Gedichte entlehnen wir aus dem Buch der Lieder, Hamburg 1841 bei Hoffmann & Campe.

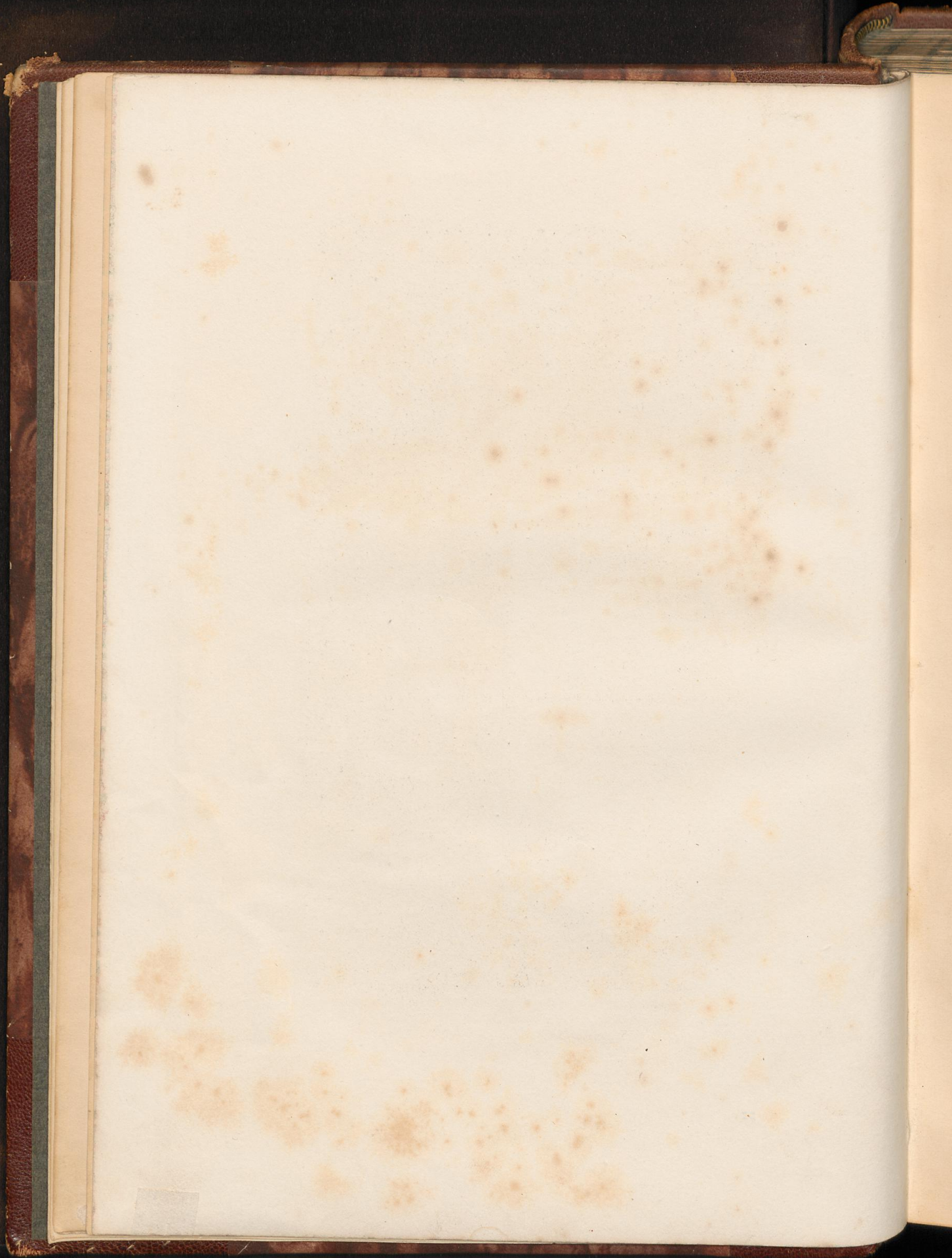


Ei! kennt ihr noch das alte Lied,
 Das einst so wild die Brust durchglüht,
 Ihr Saiten dumpf und kräbe?
 Die Engel, die nennen es Himmelsbrend,
 Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
 Die Menschen, die nennen es Liebe!

Kaum löte des letzten Wortes Schall,
 Da thaten sich auf die Gräber all;
 Viel Luftgestalten dringen hervor,
 Umschweben den Spielman u. schellen im Chor.

Liebe! Liebe! deine Macht
 Hat uns hier zu Bett gebracht,
 Und die Augen zugemacht. —
 Ei, was ruhest du in der Nacht?







Ich kam von meiner Herrin Haus,
Und wandelt' in Wahnsinn und Mitternachtgraus.
Und wie ich am Kirchhof vorüber gehn will,
Da winken die Gräber ernst und still.

Da winkt's von des Spielmanns Leichenstein;
Das war der flimmernde Mondeschein.
Da kispelt's: Lieb Bruder, ich komme gleich!
Da steigt's aus dem Grabe nebelbleich.

Der Spielmann war's, der entstiegen jetzt,
Und hoch auf den Leichenstein sich setzt.
In die Saiten der Zither greift er schnell,
Und singt dabei recht hohl und grell:

O! kennt ihr noch das alte Lied,
Das einst so wild die Brust durchglüht,
Ihr Saiten dumpf und trübe?
Die Engel, die nennen es Himmelsfreud',
Die Teufel, die nennen es Höllenleid,
Die Menschen, die nennen es: Liebe!

Raum tönte des letzten Wortes Schall,
Da thaten sich auf die Gräber all';
Viel Luftgestalten dringen hervor,
Umschweben den Spielmann und schrillen im Chor:

Liebe! Liebe! deine Macht
Hat uns hier zu Bett gebracht,
Und die Augen zugemacht, —
O, was ruffst du in der Nacht?

So heult es verworren und schwirret und krächzt,
Und wimmert und greinet und girret und ächzt;
Und der tolle Schwarm den Spielmann umschweift,
Und der Spielmann wilb in die Saiten greift:

Bravo! bravo! immer toll!
Seid willkommen!
Habt vernommen,
Daß mein Zauberwort erscholl!
Liegt man doch jahraus, jahrein,
Mäuschenfüll im Kämmerlein;
Laßt uns heute lustig sein!
Mit Vergunst, —
Seht erst zu, sind wir allein? —

Narren waren wir im Leben,
Und mit toller Butz ergeben
Einer tolln Liebesbrunst.
Kurzweil soll uns heut nicht fehlen,
Jeder soll hier treu erzählen,
Was ihn weiland hergebracht,
Wie gehest,
Wie zerhest
Ihn die tolle Liebesjagd.

Da hüpfst aus dem Kreise, so leicht, wie der Wind,
Ein mageres Wesen, das summend beginnt:

Ich war ein Schneidergeselle,
Mit Nadel und mit Scheer';
Ich war so flink und schnelle
Mit Nadel und mit Scheer';

Da kam die Meisterstochter
Mit Nadel und mit Scheer';
Und hat mir in's Herz gestochen
Mit Nadel und mit Scheer'.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Ein Zweiter trat still und ernst hervor:

Den Rinaldo Rinaldini,
Schinderhanno, Delandini,
Und besonders Carlo Moor
Nahm ich mir als Muster vor.

Doch der Gassenvogt mir grollte,
Daß ich Sehnsuchtsöthänen wollte
Trocknen mit dem Taschentuch,
Das mein Nachbar bei sich trug.

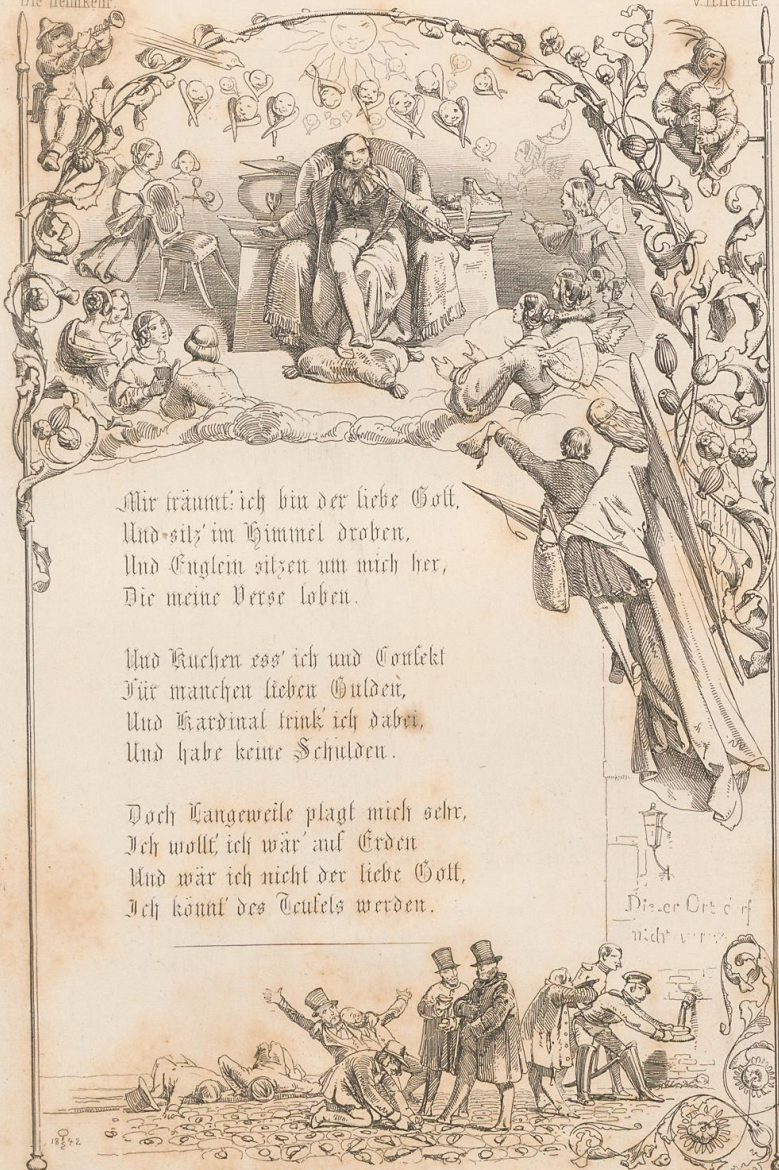
Auch verliebt — mit Ehr' zu melden —
Hab' ich mich, wie jene Helben,
Und das schönste Frauenbild
Spukte mir im Kopfe wild.

Und nach frommer Häschersitte
Nahm man still mich in die Mitte,
Und das Zuchthaus, heilig groß,
Schloß mir auf den Mutterstooß.

Und ich seufzte auch und girte:
Und wenn Liebe mich verwirrte,
Stecht' ich meine Finger rasch
In des reichen Nachbars Tasch'.

Schwelgend fuß in Liebesfinnen,
Sag ich dort beim Welle-spinnen,
Bis Rinaldos Schatten kam,
Und die Seele mit sich nahm.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Geschminkt und gebüzt trat ein Dritter hervor:

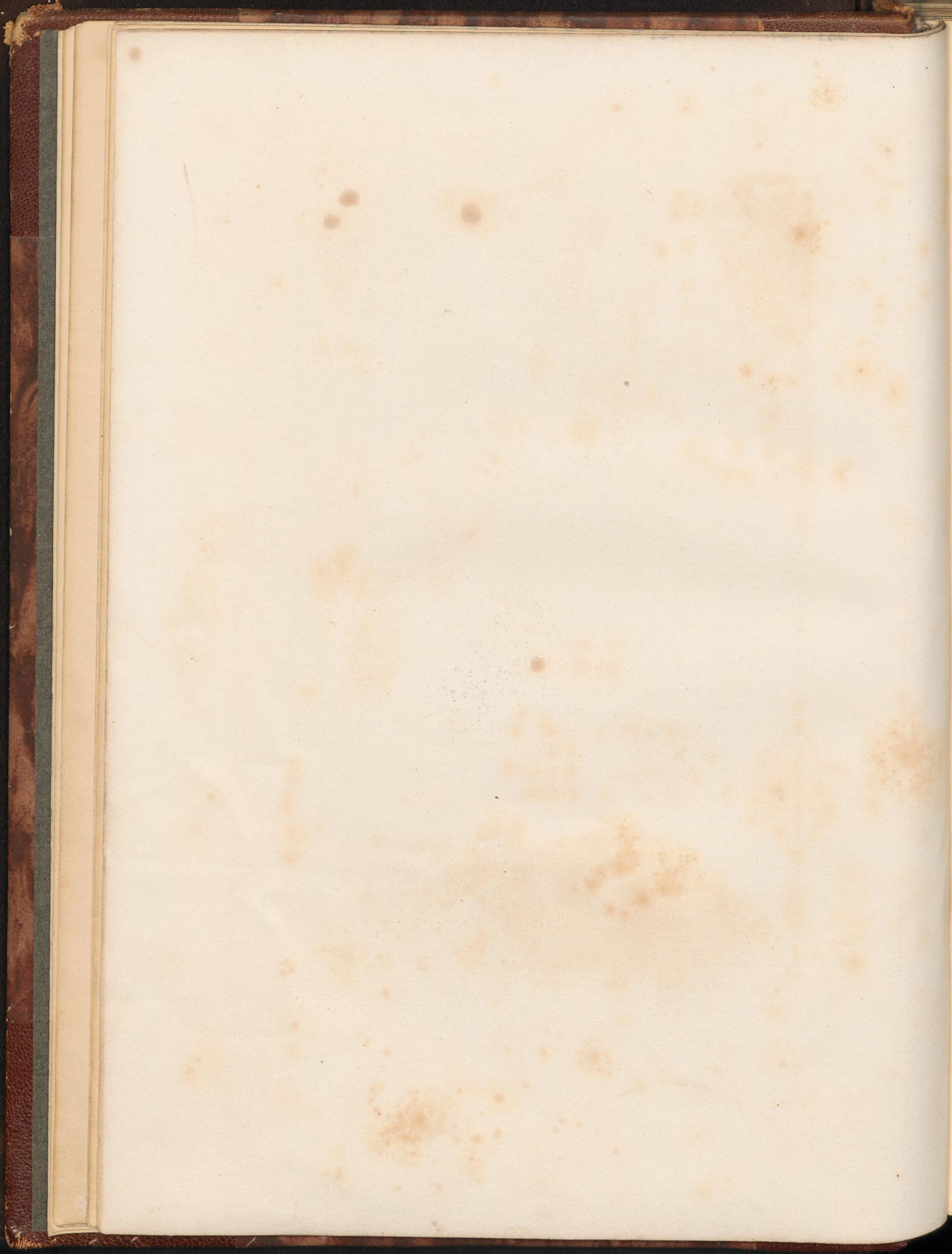


Mir träumt: ich bin der liebe Gott,
 Und sitz' im Himmel drohen,
 Und Englein sitzen um mich her,
 Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
 Für manchen lieben Gulden,
 Und Cardinal trink' ich dabei,
 Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
 Ich wölk' ich wär' auf Erden
 Und wär' ich nicht der liebe Gott,
 Ich könnt' des Teufels werden.

Die er Ort e if
 nicht v...



Ich war ein König der Bretter,
 Und spielte das Liebhabersach,
 Ich brüllte manch wildes: Ihr Götter!
 Ich seufzte manch zärtliches: Ach!

Den Mortimer spielt' ich am besten,
 Maria war immer so schön!
 Doch trotz der natürlichsten Gessen,
 Sie wollte mich nimmer versteh'n. —

Ginst als ich verzweifelnd am Ende
 „Maria, du Heilige!“ rief,
 Da nahm ich den Dolch behende —
 Und stach mich ein bißchen zu tief.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Im weißen Klausch trat ein Vierter hervor:

Vom Katheder schwagte herab der Professor,
 Er schwagt', und ich schief oft gut dabei ein;
 Doch hätt' mir's behagt noch tausendmal besser
 Bei seinem holdseligen Töchterlein.

Sie hatt' mir oft zärtlich am Fenster genietet,
 Die Blume der Blumen, mein Lebenslicht!
 Doch die Blume der Blumen ward endlich gepflückt
 Vom dürren Phylister, dem reichen Wicht.

Da flucht' ich den Weibern und reichen Galunken,
 Und mischte mir Teufelskraut in den Wein, —
 Und hab' mit dem Tode Smollis getrunken, —
 Der sprach: Tszuzit, ich heiße Freund Hein!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
 Einen Strick um den Hals trat ein Fünfter hervor:

Es prunkte und prahlte der Graf beim Wein
 Mit dem Töchterchen fein und dem Edelgestein.
 Was scheert mich, du Gräflein, dein Edelgestein,
 Mir mundet weit besser dein Töchterlein.

Sie lagen wohl beid' unter Niegel und Schloß,
 Und der Graf besold'te viel Dienertroß.
 Was scheeren mich Diener und Niegel und Schloß, —
 Ich stieg getrost auf die Leitersproß.

An Liebchens Fensterlein klettt' ich getrost,
 Da hör' ich es unten stuchen erboßt:

„Kein sachte, mein Büßchen, muß auch dabei“ sein,
Ich liebe ja auch das Edelgestein.“

So spöttelt der Graf und erfaßt mich gar,
Und jauchzend umringt mich die Dienerschaar.
„Zum Teufel, Gesindel! ich bin ja kein Dieb;
Ich wollte nur stehlen mein trautes Lieb!“

Da half kein Gerede, da half kein Rath,
Da machte man hurtig die Stricke parat;
Wie die Sonne kam, da wundert sie sich,
Am hellen Galgen fand sie mich.

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Mit blutigem Haupt trat ein Sechster hervor:

Zum Waldwerk trieb mich Liebesharm:
Ich schlich umher, die Büsch' im Arm.
Da schnarret's höhl vom Baum herab,
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

O, spürt' ich doch ein Läubchen aus,
Ich brächt' es meinem Lieb nach Haus!
So dacht' ich, und in Busch und Strauch
Späht rings umher mein Jägeraug'.

Was kofet dort? was schnäbelt fein?
Zwei Turteltaubchen mögen's sein.
Ich schleich herbei, — den Hahn gespannt, —
Sieh' da! mein eignes Lieb ich fand.

Das war mein Läubchen, meine Braut,
Ein fremder Mann umarmt sie traut, —
Nun, alter Schüge, treffe gut!
Da lag der fremde Mann im Blut'.

Bald drauf ein Zug mit Henkersfrohn —
Ich selbst dabei als Hauptperson —
Den Wald durchzog. Vom Baum herab
Der Rabe rief: Kopf — ab! Kopf — ab!

Da lachten die Geister im lustigen Chor;
Da trat der Spielmann selber hervor:

Ich hab' mal ein Liedchen gesungen,
Das schöne Lieb ist aus;
Wenn das Herz im Leibe zerfprungen,
Dann gehen die Lieder nach Haus!

Und das tolle Gelächter sich toller erhebt,
Und die bleiche Schaar im Kreise schwebt.
Da scholl vom Kirchturm' „Gins“ herab,
Da stürzten die Geister sich heulend in's Grab.



Ich träumt': ich bin der liebe Gott,
Und sitz' im Himmel droben,
Und Englein sitzen um mich her,
Die meine Verse loben.

Und Kuchen ess' ich und Confect
Für manchen lieben Gulden,
Und Kardinal trink' ich dabei,
Und habe keine Schulden.

Doch Langeweile plagt mich sehr,
Ich wollt', ich wär' auf Erden
Und wär' ich nicht der liebe Gott,
Ich könnt' des Teufels werden.

Du langer Engel Gabriel,
Geh', mach' dich auf die Sohlen,
Und meinen theuren Freund Eugen
Sollst du herauf mir holen.

Such' ihn nicht im Collegium,
Such' ihn beim Glas Tokajer;
Such' ihn nicht in der Hedwigskirch,
Such' ihn bei Mansell Meyer.

Da breitet aus sein Flügelpaar
Und fliegt herab der Engel,
Und packt ihn auf, und bringt herauf
Den Freund, den lieben Bengel.

Ja, Jung', ich bin der liebe Gott,
Und ich regier' die Erde!
Ich hab's ja immer dir gesagt,
Daß ich was Rechts noch werde.

Und Wunder thu' ich alle Tag,
 Die sollen dich entzücken,
 Und dir zum Späße will ich heut
 Die Stadt Ir=Ir beglücken.

Die Pflastersteine auf der Straß',
 Die sollen jetzt sich spalten,
 Und eine Kuster, frisch und klar,
 Soll jeder Stein enthalten.

Ein Regen von Zitronensaft
 Soll thauig sie begießen,
 Und in den Straßengässen soll
 Der beste Rheinwein fließen.

Wie freuen die Ir=Irer sich,
 Sie gehen schon an's Fressen;
 Die Herren von dem Landgericht,
 Die saufen aus den Güssen.

Wie freuen die Poeten sich
 Bei solchem Göttertrage!
 Die Leutnants und die Fähndereichs,
 Die lecken ab die Straße.

Die Leutnants und die Fähndereichs,
 Das sind die klügsten Leute,
 Sie denken, alle Tag' geschieht
 Kein Wunder so wie heute.



A hab' ich viel blasse Leichen
 Beschworen mit Wortesmacht;
 Die wollen nun nicht mehr weichen
 Zurück in die alte Nacht.

Das zähmende Sprüchlein vom Meister
 Vergaß ich vor Schauer und Graus;
 Nun zieh'n die eig'nen Geister
 Mich selber in's neblichte Haus.

Laßt ab, ihr finstren Dämonen!
 Laßt ab, und drängt mich nicht!

II.

Noch manche Freude mag wohnen
 Hier oben im Rosenlicht.

Ich muß ja immer streben
 Nach der Blume wunderhold; —
 Was bedeutet' mein ganzes Leben,
 Wenn ich dich nicht lieben sollt'?

Ich möcht sie nur einmal umfassen,
 Und pressen an's glühende Herz!
 Nur einmal die Lippen und Wangen
 Küssen mit sel'gem Schmerz.

Nur einmal aus ihrem Munde
Möcht ich hören ein liebendes Wort, —
Alsdann wollt' ich folgen zur Stunde
Such, Geister, zum finstern Ort.

Die Geister haben's vernommen,
Und nickten schauerlich.
Keins Liebchen, nun bin ich gekommen;
Keins Liebchen, liebst du mich?

III.

Es stehen unbeweglich
Die Sterne in der Höh',
Biel tausend Jahr', und schauen
Sich an mit Liebesweh.

Sie sprechen eine Sprache,
Die ist so reich, so schön;
Doch keiner der Philologen
Kann diese Sprache verstehen.

Ich aber hab' sie gelernt,
Und ich vergesse sie nicht;
Mir diente als Grammatik
Der Herzallerliebsten Gesicht.

IV.

Die Lotosblume ängstigt
Sich vor der Sonne Pracht,
Und mit gesenktem Haupte
Erwartet sie träumend die Nacht.

Der Mond, der ist ihr Wuhle,
Er weckt sie mit seinem Licht',
Und ihm entschleiert sie freundlich
Ihr frommes Blumengesicht.

Sie blüht und glüht und leuchtet,
Und starret stumm in die Höh',
Sie duftet und weinet und zittert
Vor Liebe und Liebesweh'.

V.

Und wüßten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüßten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüßten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die alle können's nicht wissen,
Nur eine kennt meinen Schmerz:
Sie hat ja selbst zerrissen,
Zerrissen mir das Herz.

VI.

Im Fichtenbaum steht einsam
Im Norden auf kahler Höh'.
Ihn schläfert; mit weißer Decke
Umhüllen ihn Eis und Schnee.

Er träumt von einer Palme,
Die, fern im Morgenland,
Einsam und schweigend trauert
Auf brennender Felsenwand.


VII.

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat sich mit dieser vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den ersten besten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling ist übel d'ran.


Es ist eine alte Geschichte,
Doch bleibt sie immer neu;
Und wem sie just passret,
Dem bricht das Herz entzwei.

VIII.

m leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüstern und sprechen die Blumen,
Ich aber wandle stumm.

Es flüstern und sprechen die Blumen,
Und schau'n mitleidig mich an:
Sei unserer Schwester nicht böse,
Du trauriger, blasser Mann.

IX.

ie saßen und tranken am Theetisch,
Und sprachen von Liebe viel.
Die Herren, die waren ästhetisch,
Die Damen von zartem Gefühl.

Die Liebe muß sein platonisch,
Der dürre Hofrath sprach.
Die Hofrätin lächelt ironisch,
Und dennoch seufzet sie: Ach!


Der Domherr öffnet den Mund weit:
Die Liebe sei nicht zu roh,
Sie schadet sonst der Gesundheit.
Das Fräulein lispelt: wie so?

Die Gräfin spricht wehmüthig:
Die Liebe ist eine Passion!

Und präsentirt gütig,
Die Tasse dem Herren Baron.

Am Tische war noch ein Pläschen;
Mein Liebchen, da hast du gefehlt.
Du hättest so hübsch, mein Schäschen,
Von deiner Liebe erzählet.


X.

ch hab' im Traum geweinet,
Mir träumte, du lägest im Grab'.
Ich wachte auf und die Thräne
Floß noch von der Wange herab.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumt' du verließest mich.
Ich wachte auf, und ich weinte
Noch lange bitterlich.

Ich hab' im Traum' geweinet,
Mir träumte du wärst mir noch gut.
Ich wachte auf, und noch immer
Strömt meine Thränenfluth.

XI.

u schönes Fischer mädchen,
Treibe den Kahn an's Land;
Komm zu mir und setze dich nieder,
Wir kosen Hand in Hand.

Leg' an mein Herz dein Köpfschen,
Und fürchte dich nicht zu sehr,
Vertrau'st du dich doch sorglos
Täglich dem wilden Meer.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Eb' und Fluth,
Und manche schöne Perle
In seiner Tiefe ruht.

XII.

Sie der Mond sich leuchtend dränget
Durch den dunkeln Wolfenflor,
Also taucht aus dunkeln Zeiten
Mir ein lüchtes Bild hervor.

Saßen all auf dem Berdecke,
Fuhren stolz hinab den Rhein,
Und die sommergrünen Ufer
Glüh'n im Abendsonnenschein.

Sinnend saß ich zu den Füßen
Einer Dame, schön und hold;
In ihr liebes, bleiches Antlitz
Spiegl' das rothe Sonnengold.

Lauten klangen, Vuben sangen,
Wunderbare Fröhlichkeit!
Und der Himmel wurde blauer,
Und die Seele wurde weit.

Mährchenhaft vorüberzogen
Berg' und Burgen, Wald und Au'; —
Und das Alles sah ich glänzen
In dem Aug' der schönen Frau.

XIII.

Errieth mein blaßes Angesicht
Dir nicht mein Liebeswehe?
Und willst du, daß der stolze Mund
Das Bettelwort gestehe?

O, dieser Mund ist viel zu stolz,
Und kann nur küssen und scherzen;
Er spräche vielleicht ein höhnisch Wort,
Während ich sterbe vor Schmerzen.

I. Band. I. Heft.

XIV.

Ich wollt', meine Schmerzen ergößen
Sich all' in ein einziges Wort,
Das gäb' ich den lustigen Winden,
Die trügen es lustig fort.

Sie tragen zu dir, Geliebte,
Das schmerzgefüllte Wort;
Du hörst es zu jeder Stunde,
Du hörst es an jedem Ort.

Und hast du zum nächstlichen Schlummer
Geschlossen die Augen kaum,
So wird dich mein Wort verfolgen
Bis in den tiefsten Traum.

Die Grenadiere.

Nach Frankreich zogen zwei Grenadier',
Die waren in Rußland gefangen.
Und als sie kamen in's deutsche Quartier,
Sie ließen die Köpfe hängen.

Da hörten sie beide die traurige Mähr:
Daß Frankreich verloren gegangen,
Besiegt und zerschlagen das tapfere Heer, —
Und der Kaiser, der Kaiser gefangen.

Da weinten zusammen die Grenadier'
Wohl ob der kläglichen Kunde.
Der Eine sprach: Wie weh wird mir,
Wie brennt meine alte Wunde.

Der Andre sprach: das Lied ist aus,
Auch ich möcht mit dir sterben,
Doch hab' ich Weib und Kind zu Haus,
Die ohne mich verderben.

Was scheert mich Weib, was scheert mich Kind,
Ich trage weit bess'res Verlangen;
Laß sie betteln gehn, wenn sie hungrig sind, —
Mein Kaiser, mein Kaiser gefangen!

Gewähr' mir Bruder eine Bitt':
Wenn ich jetzt sterben werde,
So nimm meine Leiche nach Frankreich mit,
Begrab' mich in Frankreichs Erde.

Das Ehrenkreuz am rothen Band
Sollst du auf's Herz mir legen;
Die Plinte gib mir in die Hand,
Und gürt' mir um den Degen.

So will ich liegen und horchen still,
Wie eine Schildwach, im Grabe,
Bis einst ich höre Kanonengebrüll,
Und wiehernder Roffe Getrabe.

Dann reitet mein Kaiser wohl über mein Grab,
Viel Schwerter klirren und blitzen;
Dann steig' ich gewaffnet hervor aus dem Grab', —
Den Kaiser, den Kaiser zu schützen.

Die Lore-Ley.

Lch weiß nicht, was soll es bedeuten,
Daß ich so traurig bin;
Ein Märchen aus alten Zeiten,
Das kommt mir nicht aus dem Sinn.

Die Luft ist kühl und es dunkelt,
Und ruhig fließt der Rhein;
Der Gipfel des Berges funkelt
Im Abendsonnenschein.

Die schönste Jungfrau sitzet
Dort oben wunderbar,
Ihr gold'nes Geschmeide blitzet,
Sie kämmt ihr gold'nes Haar.

Sie kämmt es mit gold'nem Kamme,
Und singt ein Lied dabei;
Das hat eine wundersame,
Gewaltige Melodei.

Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh;
Er schaut nicht die Felsenriffe,
Er schaut nur hinauf in die Höh'.

Ich glaube, die Wellen verschlingen
Am Ende Schiffer und Kahn;
Und das hat mit ihrem Singen
Die Lore-Ley gethan.

Des Predigers Familie.

Er bleiche, herbliche Halbmond
Lugt aus den Wolken heraus;
Ganz einsam liegt auf dem Kirchhof
Das stille Pfarrerehaus.

Die Mutter lieft in der Bibel,
Der Sohn, der starrt in's Licht,
Schlaftrunken dehnt sich die ält're,
Die jüngere Tochter spricht:

Ach Gott! wie Einem die Tage
Langweilig hier vergeh'n;
Nur wenn sie Einem begraben,
Bekommen wir etwas zu sehn.

Die Mutter spricht zwischen dem Lesen:
Du irrst, es starben nur Vier,
Seit man deinen Vater begraben,
Dort an der Kirchhofsthür'.

Die ält're Tochter gähnet:
Ich will nicht verhungern bei euch,
Ich gehe morgen zum Grafen,
Und der ist verliebt und reich.

Der Sohn bricht aus in Lachen:
Drei Jäger zechen im Stern,
Die machen Gold und lehren
Mir das Geheimniß gern.

Die Mutter wirft ihm die Bibel
In's mag're Gesicht hinein:
So willst du, Gottverfluchter,
Ein Straßenräuber sein!

Sie hören pochen an's Fenster,
Und seh'n eine winkende Hand;
Der todt' Vater steht draußen
Im schwarzen Pred'gergewand.

Die Wallfahrt nach Kevlaar.

I.

Im Fenster stand die Mutter,
Im Bette lag der Sohn.
„Willst du nicht aufstehn, Wilhelm,
Zu schau'n die Prozession?“ —

„Ich bin so krank, o Mutter,
Daß ich nicht hör' und seh';
Ich denk' an das todt' Gretchen,
Da thut das Herz mir weh.“ —

„Steh' auf, wir wollen nach Kevlaar,
Nimm Buch und Rosenkranz:
Die Mutter Gottes heilt dir
Dein krankes Herz ganz.“

Es flattern die Kirchenfahnen,
Es singt im Kirchenton;
Das ist zu Cölln am Rheine,
Da geht die Prozession.

Die Mutter folgt der Menge,
Den Sohn, den führet sie,

Sie singen beide im Choro:
Gelobt sei'st du Marie!

II.

Die Mutter Gottes zu Kevlaar
Trägt heut' ihr bestes Kleid;
Heut' hat sie viel zu schaffen,
Es kommen viel' franke Leut'.

Die kranken Leute bringen
Ihr dar, als Opferpend',
Aus Wachs gebildete Glieder,
Viel wächserne Füß' und Händ'.

Und wer eine Wachsband opfert,
Dem heilt an der Hand die Wund';
Und wer einen Wachsfuß opfert,
Dem wird der Fuß gesund.

Nach Kevlaar ging Mancher auf Krücken,
Der jeso tanzt auf dem Seil,
Gar Mancher spielt jetzt die Bratsche,
Dem dort kein Finger war heil.

Die Mutter nahm ein Wachslicht,
Und bildete d'raus ein Herz:
„Bring das der Mutter Gottes,
Dann heilt sie deinen Schmerz.“

Der Sohn nahm seufzend das Wachsherz,
Ging seufzend zum Heiligenbild;
Die Thräne quillt aus dem Auge,
Das Wort aus dem Herzen quillt:

„Du Hochgebenedeite,
Du reine Gottesmagd,
Du Königin des Himmels,
Dir sei mein Leid geklagt!

„Ich wohnte mit meiner Mutter
Zu Cölln in der Stadt,
Der Stadt, die viele hundert
Kapellen und Kirchen hat.

„Und neben uns wohnte Gretchen,
Doch die ist todt sehnd —
Marie, dir bring' ich ein Wachsherz,
Heil' du meine Herzenswund'.

„Heil' du mein krankes Herze,
Ich will auch spät und früh'
Inbrünstlich beten und singen:
Gelobt seist du, Marie!“

III.

Der franke Sohn und die Mutter,
Die schliefen im Kämmerlein;
Da kam die Mutter Gottes
Ganz leise geschritten herein.

Sie beugte sich über den Kranken,
Und legte ihre Hand
Ganz leise auf sein Herze,
Und lächelte mild und schwand.

Die Mutter schaut Alles im Traume,
Und hat noch mehr geschaut;
Sie erwachte aus dem Schlummer,
Die Hunde bellten so laut.

Da lag dahingestreckt
Ihr Sohn, und der war todt;
Es spielt auf den bleichen Wangen
Das lichte Morgenroth.

Die Mutter faltet die Hände,
Ihr war, sie wußte nicht wie;
Andächtig sang sie leise:
Gelobt seist du, Marie!